

Gerade weil W. herausarbeitet, daß die Sinnbild-Theorie „der Nerv seiner (V.s) Auslegungsmethode, das Proprium seiner Theologie“ (336) ist, kann das zugleich von Geschichtlichem und Weltgeschichtlichem des Lebens Jesu, kann das Ineinander von zeitlich Vergangenen und überzeitlich Gegenwärtigen als Variation der Sinnbild-Theorie verstanden werden. So stellt W. auch fest, „daß V.s Sinnbildtheorie auf das engste mit seiner Christologie zusammenhängt und daß sie der Kern seiner Hermeneutik ist“ (352; vgl. auch 430).

Daß V.s Sinnbild-Theorie „im Schnittpunkt aller seiner Überzeugungen und Interessen steht“ (336), wirft noch einmal ein Licht auf den 1. Teil von W.s Arbeit, in dem V.s beruflicher Werdegang im Horizont der Zeitgeschichte dargestellt wird. Es ist spannend zu lesen wie V. seiner radikal demokratischen Überzeugung wegen mit der Kurhessischen Regierung in Konflikt gerät. Mit großer Genauigkeit beleuchtet der Verf. die historischen Umstände in Kurhessen in der Zeit von 1831 bis 1853, der Zeit des Vormärz und des Jungen Deutschland. Zu diesem Zweck hat der Verf. Eintragungen in das Kirchenbuch der Ev. Gemeinde Hersfeld, hat er Personalakten und Gerichtsakten im Hessischen Staatsarchiv Marburg eingesehen (20 Handschriften verzeichnet W., die er zur Erhellung von V.s Leben und Werk eingesehen hat. Auch die m.W. bislang umfangreichste Bibliographie der Werke Volkmars von 100 Titeln und ihre Klassifizierung in Monographien, Aufsätze, Rezensionen etc. sei in diesem Zusammenhang erwähnt.) V.s Sinnbild-Theorie und sein Eintreten für die Freiheit eines Schriftstellers im Umgang mit seinem Stoff erläutern sich wechselseitig. Eine wie auch immer geartete Reglementierung theologischer Schriftstellerei weist V. zurück, weil die Entwicklung geistiger Wahrheiten im Spielraum von Be-Deutungen sich vollzieht. (vgl. S. 204, 362) Daß V.s Sinnbild-Theorie der Sache nach in seinem idealistischen Freiheitsverständnis verwurzelt ist, weist W. nach, wie er überhaupt V.s geistigen Ort in einem Christentumsverständnis wiederfindet, das in aufklärerisch-idealistischen Traditionen beheimatet ist.

Ob die Spannungen, die W. immer wieder zwischen V.s idealistischem Grundverständnis und seinen exegetischen Einsichten kritisch beurteilt, Spannungen sind, unter denen V. selbst lebte, oder Spannungen, die sich stärker dem kritischen Verstand des Verf. vorliegender Arbeit aufdrängen, unterstreicht noch einmal die prinzipielle Unabgeschlossenheit aller Verstehensbemühungen. Insofern berührt W.s Arbeit zentrale Fragen der Theologie überhaupt, auch wenn sie sich bewußt auf die Aufgabe konzentriert, V.s Auslegung des Mk-Ev.s auf seine hermeneutische und theologiegeschichtliche Relevanz hin zu analysieren.

*Berlin*

*Hans-Eberhard Heß*

Josef Görres (1776–1848). Leben und Werk im Urteil seiner Zeit (1776–1876). Herausgegeben von Heribert Raab (Joseph Görres, Gesammelte Schriften, Ergänzungsband 1). Paderborn – München – Wien – Zürich: Ferdinand Schöningh 1985. XXXV/807 S.

Dieses Werk ist eine Edition eigener Art. Es sammelt all die Zeugnisse (insgesamt 868 an der Zahl), die zu Lebzeiten, aber auch noch in den fast drei Jahrzehnten nach seinem Tod bis zur Gründung der Görresgesellschaft 1876, auf Person und Werk von Joseph Görres Bezug nehmen. Es sind Tagebücher, Lebenserinnerungen, Briefe, Rezensionen.

In der Fülle dieser Zeugnisse spiegeln sich geradezu dreiviertel Jahrhunderte (praktisch von 1800 bis 1875) deutsche Geschichte, im Geistigen, Politischen und Kirchlichen. Es gibt kaum eine geistig bedeutende Gestalt Deutschlands in dieser Zeit, die an Görres vorbeikam. Denn dies ist es, was sofort auffällt: Görres war eine unglaublich faszinierende Gestalt, aber ebenso ein polarisierender Charakter, ein Mann der Leidenschaft und der Parteinahme, zu dem man sich leidenschaftlich verhalten mußte. Was immer wieder verwirrte und fassungslos machte, sind die Wendungen und Umpolungen seines Lebens „vom Jakobiner zum Heiligen“. Für Heibel ist sein Gesicht „eine Walstatt erschlagener Gedanken“, in der jede Idee seit der Revolution ihre Furche gezogen

habe. „Man hat ein Wirtshaus in eine Kapelle verwandelt, aber das Schild abzunehmen vergessen. Wer nicht weiß, daß drinnen gesungen und gebetet wird, der könnte hineintreten und Wein und Würfel fordern“ (Nr. 716). Sehr schwer fiel es den Zeitgenossen, die gemeinsame Konstante seiner verschiedenen Phasen zu finden. Sepp vergleicht ihn in seinen Wendungen mit dem Rheinstrom (Nr. 758). Für Friedrich Baul ist das sich Durchhaltende an Görres, daß er „Romantiker in der Politik“ war (Nr. 531, S. 364), für Gutzkow ist er der reine Widerspruchsgeist und Demogoge (Nr. 602), für Menzel der „freie Geist“ schlechthin (Nr. 753, S. 557). Verspottet wird er schon früh als Chamäleon („Schillereidechse“), ja als „Prototyp des deutschen Chamäleonismus“ (S. 436).

Bereits seine ersten Heidelberger Vorlesungen von 1807 schieden die Geister. Neben starker Kritik am unsystematischen Stil und Berichten über schwindende Zuhörerzahlen (bes. Nr. 37, außerdem 26, 31, 63) steht das enthusiastische Urteil eines Achim von Arnim (Nr. 48: „kein gewöhnlicher Professor“) und eines Joseph von Eichendorff (Nr. 76: „alles Habe war ihm tödlich verhaßt“). Dieselbe Scheidung der Geister bewirken seine Münchener historischen Vorlesungen: auf der einen Seite wird vielseitig bezeugt, daß er fast nur von Seminaristen gehört wurde (Nr. 417, 419, 421, 422; zu dem Eindruck seiner Vorlesungen bes. Nr. 507); ganz anders sieht es jedoch aus, wenn man Lorinser (Nr. 664) und Holand (r. 731) liest.

In den politischen Stellungnahmen von Görres war bereits im höchsten Maße umstritten seine Verteidigung des alten Ständesystems in der Koblenzer Adresse von 1818 und dann in „Teutschland und die Revolution“ (dazu Nr. 220, 232, 238, 282, 302, 303). Bei den Reaktionen auf den „Athanasius“ von 1838 fällt auf, wie sehr diese Schrift von den Gegnern fast durchweg in ihrer Bedeutung und geschichtlichen Relevanz unterschätzt (oder bewußt heruntergespielt?) wurde; bez. ist hier Nr. 575, 580, 593, 598 („alter revolutionärer Maulwurf Görres“), 604 (Matzerath: „schiffbrüchig in unsere Zeit verschlagener Seher des Mittelalters... an kein wirkliches Lebensbedürfnis angelehnt... außer dem Zusammenhange des Jahrhunderts“ – die wohl groteskste Verkennerung der geschichtlichen Kraft, die hinter der Schrift stand!), 636, 704, 756. Die meisten begnügten sich im übrigen mit persönlichen Angriffen gegen Görres und Hinweisen auf seine revolutionäre Vergangenheit. Eine bemerkenswerte Ausnahme stellt unter den Stellungnahmen aus dem anderen Lager nur Karl Hase dar, der die Bedeutung des „Athanasius“ klar erkennt (Nr. 634). Zu erwähnen ist aber auf der anderen Seite auch die extrem intransigente Kritik an dem Athanasius seitens Laurent (Nr. 546, 562, 582). Sie bezieht sich hauptsächlich auf die noch vorhandenen irenischen Töne gegenüber dem Protestantismus: Laurent leugnet schlichtweg, daß es mit ihm einen gemeinsamen christlichen Grund gebe, spricht dem Protestantismus jede Christlichkeit ab und behauptet den diabolischen Ursprung der Häresie als „neuer Erbsünde“. Sein Papalismus geht so weit, daß für ihn der Papst zum Punkt wird, wo die Kirche dem Menschlichen entboren ist (bez. S. 401).

Faszinierend sind weiter die Berichte über erste persönliche Begegnungen mit Görres, welche immer wieder das Unkonventionelle, Zwanglose und Natürliche seiner Erscheinung hervorheben (so bes. die Erinnerung von Heinrich Leo: Nr. 237), aber auch über die Treffen bei ihm, bei denen es keine offizielle Vorstellung, keine Platzanweisung gab, vielmehr jeder sich irgendwie mit Anderen zusammenfand.

Als Vorzüge dieser sehr sorgfältigen Edition sind weiter zwei hilfreiche Anhänge zu nennen. Es ist einmal der biographische Teil (705–73), welcher die Daten jener Personen enthält, die als Zeitgenossen von Görres häufiger vorkommen. Da die Stellungnahmen der Zeitgenossen selbst chronologisch geordnet sind, daher oft Bezugnahmen auf bestimmte Schriften sehr viel später kommen, ermöglicht ein Werkregister (777–83) das Wiederfinden all jener Texte, die sich auf eine bestimmte Schrift von Görres beziehen.

Jedenfalls ist diese Sammlung von hohem Wert für die historische Wissenschaft. Zu fragen wäre allenfalls, ob es neben den vielen bedeutenden und aufschlußreichen Zeugnissen sinnvoll war, auch alle jene Texte zu zitieren, in denen Görres nur ganz beiläufig erwähnt ist. Dies ist aber nur ein Schönheitsfehler. Jedenfalls kann man dem Herausgeber nur dankbar sein. Er hat etwas Eigenes geleistet, das wiederum wahrscheinlich

nur bei einer Persönlichkeit wie Görres möglich war. Nur ein Mann wie Görres bündelt in dieser Weise als wahrer Homo universalis politische, Geistes- und Kirchengeschichte. Nur an einer Gestalt wie er kommt kaum ein bedeutender Zeitgenosse vorbei.

Frankfurt a.M.

Klaus Schatz

Ludwig Mödl, *Priesterfortbildung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Dargestellt am Beispiel der Pastoral Konferenzen von 1854–1866 im Bistum Eichstätt.* (Eichstätter Studien, Neue Folge Bd. XXI), Regensburg 1985, Friedrich Pustet, 328 S., kart. DM 64,-.

Spätestens seit den Reformbemühungen des Mailänder Kardinals Karl Borromäus (1538–1584) sind Pastoral Konferenzen als Mittel einer systematischen Priesterfortbildung in der katholischen Kirche bekannt. Im 18. Jahrhundert zeigten sich Anstöße verschiedener Art: Reformbemühungen mancher Päpste (Benedikt XIII., Benedikt XIV.) angesichts gewisser Gefahren durch barocken Wildwuchs der Frömmigkeitsformen, gewiß beeinflusst durch die verheerenden Streitigkeiten um Gnade und Moralsysteme, schließlich der stärkste Antrieb durch die Bemühungen des aufgeklärten Zeitalters um Volks- und Priesterbildung. Im frühen 19. Jahrhundert ist – in Deutschland und Teilen der deutschen Schweiz – die bekannteste, durchaus erfolgversprechende Bemühung zur Priesterfortbildung mit den Pastoral Konferenzen Wessenbergs im Bistum Konstanz verbunden. Das Schicksal Wessenbergs zeigt deutlich, wie verschieden die Kräfte innerhalb der katholischen Kirche waren, die sich zwischen Aufklärung und Restauration bereits zu erheben begannen. Wessenberg regte zudem an, daß neben den Konferenzen, denen beträchtlicher Freiraum blieb, und einer eigenen Zeitschrift („Archiv für Pastoral Konferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz“) noch Kapitelsbibliotheken und Lesegesellschaften eingerichtet wurden; neben den Priestern konnten sich daran auch Lehrer beteiligen. Die vorbildlichen Konstanzer Pastoral Konferenzen unter Wessenberg (1803–1827) dienten vielfach anderen deutschen Bistümern zur Anregung ähnlicher Unternehmen, auch wenn man den Namen des fortschreitend verfeimten Priesters bald nicht mehr nannte. Das Konstanzer Konzept erscheint z. B. ganz klar in den Pastoral Konferenzen des Bistums Augsburg, wie sie die Bischöfe Joseph Maria von Fraunberg und Ignaz Albert von Riegg in den zwanziger und dreißiger Jahren eingerichtet haben. Und die Augsburger Pastoral Konferenzen werden wieder im Einführungsdekret der Konferenz im Bistum Würzburg (1827) eigens genannt (44–49).

Auf dem Hintergrund der durchaus divergierenden theologischen und kirchenpolitischen Entwicklung des fortschreitenden Jahrhunderts untersucht vorliegende Arbeit des derzeitigen Regens im Priesterseminar Eichstätt (theol. Diss. München) die Bemühung um priesterliche Fortbildung des Bistums Eichstätt von 1854 bis 1866. Diese Zeitspanne – unter Bischof Georg von Oettl (1846–1866) – wurde deshalb gewählt, weil sie die erste, deutlich abgegrenzte Phase der Abhaltung von Pastoral Konferenzen im Bistum Eichstätt darstellt. Man muß sich dabei vor Augen halten, daß Oettls bischöflicher Vorgänger Karl August Graf von Reisach gewesen war (1836–1846), der spätere Erzbischof von München und Freising und Kurienkardinal, einer der entschiedensten Vertreter der neuen „römischen“ Bischofsgeneration in Deutschland. Reisach hatte in Eichstätt, beginnend mit der Neugründung einer Knabenabteilung, das bischöfliche Seminar und damit den künftigen Klerus von unten auf mit einem neuen, streng „kirchlichen Geist“ in seinem Verstand erfüllen wollen. Sein Vorbild waren die römischen Jesuitenschulen. Die geistliche Erziehung und Ausbildung wurde streng abgeschirmt von der „Welt“, sogar von der Familie der jungen Menschen eingerichtet – es gab meist nur zwei Wochen Ferien im Jahr (213). Der Sailer Schüler Oettl, nach Herkunft, Bildung und Charakter von Reisach grundverschieden, setzte dennoch als Bischof die vom Vorgänger initiierte Ausrichtung fort, allerdings ohne dessen schroff autoritäre Art, sondern eher „in der lenksamen Milde seines lebenswürdigen Wesens“ (Joh. Nep. von Pechmann, Regierungspräsident von Mittelfranken). Aber zu ändern war wenig mehr.